

KARL EIBL

## *Zur Bedeutung der Wette im „Faust“*

Die Inbrunst, mit der die Frage nach dem Ausgang der Wette(n) im *Faust* früher erörtert wurde,<sup>1</sup> mutet heute fast grotesk an, ist aber immerhin ein Beleg dafür, daß man den Text auch in seinem literalen Ablauf ernst nahm. Heute schlägt das Pendel ins Gegenteil hinüber. Der Ausgang scheint uninteressant geworden zu sein. Selbst Albrecht Schöne, dessen Kommentar den pragmatischen Zusammenhängen besonderes Augenmerk widmet und nicht zu vorzeitigem Ausbrechen ins ‚Symbolische‘ neigt, erklärt bündig:

Es ging dem Autor am Ende wohl gar nicht mehr darum, ob sein Faust die alte Wette verloren oder gewonnen habe. Für das nämlich, was sich in der *Grablegungs*-Szene abspielen wird, für das vor allem, was sich in den *Bergschluchten* ereignet, spielt die Wette so oder so keine Rolle mehr.<sup>2</sup>

Ob Goethe da nicht unterschätzt wird? Es ist zwar wohlthuend, daß die Fixierung auf den ‚juristischen‘ Abschluß der causa Faust und damit der harte Zugriff auf ein ‚Ergebnis‘ suspendiert wird. Aber die so gewonnene Unbefangenheit sollte zu einem erneuten Blick auf diese pragmatische ‚Hauptgräte‘ des Textes genutzt werden: Die Wette, so sei vorweg behauptet, spielt nicht einfach „so oder so keine Rolle mehr“; Goethe hat vielmehr das Handlungsmuster derart mit Bedeutung versehen, daß es sich am Ende selbst aufhebt und dabei den Sinn des Dramas pointiert.<sup>3</sup>

### I.

Ich setze ein mit der Rahmenwette, mit dem *Prolog im Himmel*. Hier sind ein paar Dinge zurechtzurücken oder hervorzuheben, die in der Deutungstradition nicht immer ihren richtigen Ort gefunden haben.

<sup>1</sup> Ada M. Klett: *Der Streit um „Faust II“ seit 1900*. Jena 1939, hat drei Kolumnen gebildet, um die Stellungnahmen der Sekundärliteratur zum Ausgang der Wette aufzulisten. In der Spalte „Faust gewinnt im Wortsinne und im höheren Sinne“ stehen 21 Namen, in der Spalte „Faust gewinnt nicht im Wortsinne, sondern im höheren Sinne“ 19, in der Spalte „Faust verliert“ 13, drei davon mit Fragezeichen versehen. Dazu gibt es noch eine Verzeichnung mit Fragezeichen für „Faust gewinnt halb, verliert halb“, zwei Nennungen zu „Keiner gewinnt; die Wette ist ungültig, da Mephistopheles den Kontrakt gebrochen hat“ und zwei Nennungen zu „Keiner gewinnt; die Wette ist ungültig, da Voraussetzungen sich als falsch erwiesen“ (S. 67).

<sup>2</sup> Komm. in FA I, 7.2, S. 754. Ich zitiere den Text nach dieser Ausgabe.

<sup>3</sup> Der Beitrag führt einige Hinweise aus, die in meinem demnächst erscheinenden Faust-Buch *Das monumentale Ich* wegen anderer Argumentationsschwerpunkte nur verstreut erscheinen.

Die Sprachgewalt des Schöpfungslobgesanges kann leicht verdecken, daß die gepriesene Harmonie des Kosmos als Ergebnis selektiver Wahrnehmung dargestellt ist. Der Beitrag des dritten Erzengels, Michaels, gilt den Naturkatastrophen. Sie werden zwar genannt, aber sie werden keineswegs in den Schöpfungspreis einbezogen.<sup>4</sup> Vielmehr wendet sich der ‚Bote‘ mit einem adversativen „Doch“ von diesen Grobheiten der Elemente ab,<sup>5</sup> hin zum „sanfte[n] Wandeln deines Tags“:

Und Stürme brausen um die Wette,  
 Vom Meer auf's Land, vom Land auf's Meer,  
 Und bilden wütend eine Kette  
 Der tiefsten Wirkung rings umher.  
 Da flammt ein blitzendes Verheeren  
 Dem Pfade vor des Donnerschlags;  
 Doch deine Boten, Herr, verehren  
 Das sanfte Wandeln deines Tags. (V. 259 ff.)

Michael kann die Schöpfung nur preisen, weil er wegsieht.

Naturkatastrophen waren eine ständige Herausforderung der Theodizee, der Rechtfertigung Gottes angesichts des Übels in der Welt. Üblicherweise wurden sie durch Ergebung in die ‚Unergründlichkeit‘ der göttlichen Ratschlüsse absorbiert. Folgerichtig wird diese Unergründlichkeit in der Schlußstrophe auch ausdrücklich hervorgehoben. Nachdem es schon in der ersten, der Raphael-Strophe, von den ‚Werken‘ geheißen hatte, daß „keiner sie ergründen mag [= kann]“ (V. 248), singen die Erzengel schließlich „zu drei“, daß „keiner dich ergründen mag“ (V. 268).

Womit in der Tat die ‚Sphärenharmonie‘ wieder hergestellt wäre – wenigstens für die himmlischen Heerscharen.

In diese Situation tritt Mephistopheles ein. Er kann in das Lob der Schöpfung nicht einstimmen und findet diese angeblich ‚beste aller Welten‘

wie immer, herzlich schlecht.  
 Die Menschen dauern mich in ihren Jammertagen,  
 Ich mag sogar die armen selbst nicht plagen. (V. 296 ff.)

Mephistopheles engt also sogleich ein auf das Schicksal des letzten Geschöpfes, des Menschen. Ausdrücklich betont der ‚Humanist‘: „Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen, / Ich sehe nur wie sich die Menschen plagen“ (V. 279 f.).

<sup>4</sup> Davon, „daß selbst Stürme und andere zerstörerische Ereignisse in die prästabilisierte Harmonie des Kosmos eingebunden bleiben“ (Jochen Schmidt: *Goethes „Faust“. Grundlagen – Werk – Wirkung*. München 1999, S. 23, ähnlich auch andere), kann nicht die Rede sein. Bei solchen Deutungen setzt sich das von den Eingangversen abgerufene harmonistische Vorverständnis ungehemmt durch, so daß gerade die entscheidende Wendung verpaßt wird. – Auf Inkonsistenzen des Engelsgesangs weist ausführlicher hin Alwin Binder: „*Es irrt der Mensch so lang er strebt*“, *Der „Prolog im Himmel“ in Goethes „Faust“ als satirische „Homodizee“*. In: GJb 110 (1993), S. 243–260. Binder geht bei der Relativierung des Prologs noch ein Stück weiter als ich.

<sup>5</sup> Das voranstehende Semikolon hat besondere Ankündigungsfunktion. Zum Semikolon-Gebrauch zur Zeit Goethes vgl. Schöne, Komm. in FA I, 7.2, S. 112 ff.

Es ist der Mensch, der nach Mephistos Meinung ein Fehlschlag der Schöpfung ist, mag die Sache mit den Sonnen und Welten auch ihre Ordnung haben.

Goethe spielt hier in einem recht genauen Sinn auf Leibniz' *Theodizee* an. Neuere Kommentare weisen darauf hin, daß des Mephistopheles Formulierung: „Der kleine Gott der Welt“ (V. 281) bei Leibniz vorgeprägt ist. Gott habe den Menschen ein „Abbild der Göttlichkeit“ in Gestalt der Vernunft gegeben, und nun sei der „Mensch [...] also gleichsam ein kleiner Gott in seiner eigenen Welt“<sup>6</sup>. Doch erst wenn man über die bloße Wortparallele hinausgeht, erhält der intertextuelle Verweis seine volle Bedeutung. Leibniz' *Theodizee* ist ja insgesamt eine Erwiderung auf Einwände, die Pierre Bayle in seinem *Dictionnaire historique et critique* gegen Leibniz' *Neues System der Natur* vorgebracht hatte. Und diese Einwände betreffen auch und gerade die Frage nach der Ordnung der Welt. Leibniz zitiert Bayle: „Der Himmel und das ganze übrige Universum predigen den Ruhm, die Macht, die Einheit Gottes [...] Der Mensch allein, dieses Meisterwerk des Schöpfers unter den sichtbaren Dingen, der Mensch allein, sage ich, gibt Anlaß zu äußerst gewichtigen Einwänden gegen die Einheit Gottes.“<sup>7</sup> Das ist die Position des Mephistopheles! Indem Goethe die *Causa Bayle contra Leibniz* durch Anspielung in seinem *Prolog* befestigt, rückt er diesen in den großen europäischen Diskussionshorizont ein.

Goethes ‚Herr‘ wendet das Gespräch sogleich auf Faust:

DER HERR

Kennst du den Faust?

MEPHISTOPHELES

Den Doktor?

DER HERR

Meinen Knecht! (V. 299)

Als direkte Antwort auf Mephistopheles' Nörgelei gewinnt der Hinweis des Herrn den Charakter eines Gegenarguments<sup>8</sup>: Der Herr verweist auf Faust, um Mephistos Schelte auf die Krone seiner Schöpfung zu widerlegen. Das aber bedeutet: Nicht Mephistopheles, sondern der Herr initiiert die ‚Wette‘ (wenngleich sie erst von Mephistopheles diese saloppe Bezeichnung erhält). Und es ist keine Wette auf Fausts ‚Streben‘, bei der als Gewinn am Ende der Besitz von Faust Seele stünde. Sondern es ist eine Wette auf die *Theodizee*, auf die Qualität der Schöpfung, darauf, ob die Welt die ‚beste aller Welten‘ oder ob sie – bezogen auf den Menschen – „herzlich schlecht“ ist! Ob der Mensch eine ‚Bestimmung‘<sup>9</sup> hat. Faust ist der exemplarische Fall, an dem sich das erweisen soll.

<sup>6</sup> Gottfried Wilhelm Leibniz: *Philosophische Schriften*, hg. und übers. von Herbert Herring. Bd. 2.1, Frankfurt/M. 21965, *Die Theodizee*, S. 459 (§ 147). „L'homme y est donc comme un petit dieu dans son propre monde.“

<sup>7</sup> Leibniz, S. 457. – ‚Einheit‘ im Gegensatz zum altprotestantischen Gut-Böse-Dualismus. Leibniz erwidert mit seinem Standardargument, daß man die Harmonie auch im Menschenreich finden würde, „wenn uns das Ganze bekannt wäre“.

<sup>8</sup> Als „Gegenargument gegen die Behauptung des Teufels“ schon identifiziert von Heinrich Rickert: *Goethes „Faust“*. *Die dramatische Einheit der Dichtung*. Tübingen 1932, S. 69.

<sup>9</sup> Zu diesem großen Thema des 18. und frühen 19. Jahrhunderts nun: Norbert Hinske (Hg.): *Die Bestimmung des Menschen*. Hamburg 1999 (Zs. Aufklärung 11/2), u. a. mit meinem Beitrag: *Goethes „Faust“ als poetische Antwort auf die Frage nach der Bestimmung des Menschen*.

Damit wird die Frage, ob Mephistopheles Fausts Seele gewinnt, zweitrangig (und viele Spekulationen erledigen sich von selbst). Mephistopheles bittet sich einen ganz anderen Wettgewinn aus: „Wenn ich zu meinem Zweck gelange, / Erlaubt Ihr mir Triumph aus voller Brust“ (V. 332 f.). Was Mephistopheles hier formuliert, ist der Anspruch auf eine weltumstürzende Ungeheuerlichkeit: Triumph ist der öffentliche Einzug des Imperators in die Hauptstadt nach dem errungenen Sieg, im geistlichen Kontext die Befreiung der armen Seelen aus dem ‚infernum‘<sup>10</sup> und die Himmelfahrt Christi. Der Triumph des Satans – das ist ein weit größerer Gewinn als die Verführung einer Einzelseele, das wäre der öffentliche Widerruf der Theodizee, damit die gelungene Revanche für die Verdammung der gefallenen Engel, die nun ihrerseits die Herrschaft übernehmen könnten!

Daß der ‚Herr‘ diesen Anspruch hinnimmt, zeugt von bemerkenswerter Selbstsicherheit – oder bemerkenswertem Desinteresse. Achtet man auf Relativierungssignale, dann fällt auf diesen ‚Herrn‘ ein etwas seltsames Licht. Natürlich ist es ein Theatergott und damit ohnedies eine Figur von dubioser Sinnlichkeit. Aber darüber hinaus erhält er einige weitere charakteristische Züge: Dieser ‚Herr‘ hat mit den Menschen nicht mehr viel im Sinn. Seine Zeichnung entspricht der Vorstellung vom deistischen ersten Beweger, der sich nach der Urtat von seinem Werk zurückzieht und in die Vollkommenheit der eigenen Schöpfung vertraut, aber er trägt auch Züge von eher irdischer Majestät. Durch den Morgentriumph schimmert der Brauch des Herrscherlobs beim absolutistischen Lever, das um 1800, nach Friedrich II. und Joseph II. und der Revolution, nur noch abgelebte Geschichte war. Der ‚Herr‘ ist ein absolutistischer Serenissimus, und zwar keiner von der tätigen Sorte, sondern einer, der sich schließlich nach den Anstrengungen des Lever sogleich wieder zurückzieht, man weiß nicht recht, wohin. „Der Himmel schließt, die Erzengel verteilen sich“, heißt es nun. Der Himmel ist ‚geschlossen‘. Ob wegen Mittagsruhe oder wegen Abdankung, ist von geringerer Bedeutung. Übrig bleibt „Mephistopheles allein“ und macht sich lustig über „den Alten“ (V. 350).

Dieser ‚Herr‘ also überläßt seinen „Knecht“ (V. 299) dem Wirken Mephistos: „So lang’ er auf der Erde lebt, / So lange sei dir’s nicht verboten“ (V. 315 f.). Und noch einmal bekräftigend: „Nun gut, es sei dir überlassen!“ (V. 323).

Das ist im lutherischen Formulierungshorizont ein theologischer Skandal, denn eine solche Überlassung könnte nur mit dem Sieg des Teufels enden. Luther meinte, der Mensch sei

gefangen, unterworfen, geknechtet entweder vom Willen Gottes oder vom Willen Satans [...] Der menschliche Wille ist in der Mitte gestellt wie ein Lasttier; wenn Gott darauf sitzt, will er und geht, wohin Gott will, wie der Psalm sagt: ‚Ich bin wie ein Lasttier geworden und ich bin immer bei Dir‘. Wenn der Satan darauf sitzt, will er und geht, wohin der Satan will. Und es liegt nicht in seiner freien Wahl, zu einem von beiden Reitern zu laufen, und ihn zu suchen, sondern die Reiter selbst kämpfen darum, ihn zu erlangen und in Besitz zu nehmen.<sup>11</sup>

<sup>10</sup> Vgl. Goethes Jugendgedicht *Poetische Gedanken über die Höllensfabrt Jesu Christi* (FA I, 1, S. 17).

<sup>11</sup> *De servo arbitrio* (Von der Knechtschaft des Willens), gegen Erasmus von Rotterdams *De libero arbitrio*. „non habet liberum arbitrium, sed captivum, subjectus et servus est vel voluntatis Dei vel voluntatis satanae [...] Sic humana voluntas in medio posita est, cum iumentum, si insiderit Deus, vult et vadit, quo vult Deus, ut Psalmus dicit; Factus sum sicut iumentum et ego semper tecum. Si insederit Satan, vult et vadit, quo vult Satan, nec est in eius arbitrio ad utrum sessorem currere aut eum quaerere, sed ipsi sessores certant ob ipsum obtinendum et possidendum.“ D. Martin Luthers *Werke. Kritische Gesamtausgabe*. Bd. 18. Weimar 1908, S. 600–787, hier: S. 634 f.

Nur als ‚Knechte‘ oder ‚Reittiere‘ des Herrn sind wir auf dem Weg des Heils. Wenn der Herr absteigt, reitet der Satan!

Umso dringender ist es, nun aus dem theologisch-theatralischen Formulierungsmuster herauszutreten und zu fragen, welche Erfahrung in ihm eigentlich codiert ist. Als Deutungsbrücke bietet sich Herders Formulierung aus den *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* an: „Der Mensch ist der erste Freigelassene der Schöpfung.“<sup>12</sup> Der ganze Prolog kann als Akt der Entlassung aus der Vormundschaft des Herrn gedeutet werden. Hinter dem ironisierten Formulierungsmaterial läßt sich eine thematische Exposition ausmachen, die den gesamten weiteren Text bestimmen wird: Die Emanzipation Fausts. Und zwar nicht in dem neueren Wortsinn, daß jemand sich emanzipiert, sondern in dem aus der antiken Welt kommenden Sinn, daß jemand emanzipiert wird, d. h. aus der Herrschaft und dem Schutz eines Herrn entlassen, wenn nicht gar verstoßen wird. Der *Prolog im Himmel* formuliert im theologischen Muster die Erfahrung eines epochalen diesseitigen Freilassungsakts. Die ständischen und religiösen Festlegungen der Daseins- und Selbstdeutung besitzen keine Tragfähigkeit mehr. Faust wird angekündigt als exemplarischer Fall moderner Individualität,<sup>13</sup> die, da sie nicht mehr ‚bestimmt‘ ist, sich selbst auf die Suche nach der Bestimmung des Menschen machen muß.

## II.

Diese Ausgangsposition ermöglicht es, die Binnenwette strikter auf die Rahmenwette zu beziehen.

Wichtig für das Verständnis ist, in welchem seelischen Zustand sich Faust befindet, als er mit dem Teufel handelseins wird. Hans-Jürgen Schings<sup>14</sup> hat diesen Zustand beschrieben als einen der ‚Verzweiflung‘ in einem geradezu terminologischen Sinn. Fausts Bahn läuft auf einen Verzweiflungsselbstmord zu, und in diese Situation kommt Mephistos Angebot:

Ich gebe dir, was noch kein Mensch gesehen.  
 FAUST  
 Was willst du armer Teufel geben?  
 Ward eines Menschen Geist, in seinem hohen Streben,  
 Von deines Gleichen je gefaßt? (V. 1674–1677)

Damit ist mottohaft die Grundkonstellation für die ganze Szene gesetzt. Höhnisch und verachtungsvoll zählt Faust eine Serie von Trivialitäten<sup>15</sup> auf, die er Mephistopheles zutraut. Als

<sup>12</sup> Johann Gottfried Herder: *Werke in 10 Bänden*. Bd. 6, hg. von Martin Bollacher. Frankfurt/M. 1989, S. 115 (*Ideen I*, 4, IV,5).

<sup>13</sup> ‚Moderne Individualität‘ ist ein Allerweltsbegriff. Hier ist speziell der von Niklas Luhmann als Exklusions-Individualität dargestellte Typus gemeint. Niklas Luhmann: *Individuum, Individualität, Individualismus*. In: Niklas Luhmann: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*. Bd. 3. Frankfurt/M. 1989, S. 149–258. Auch: Karl Eibl: *Die Entstehung der Poesie*. Frankfurt/M. 1985, sowie Karl Eibl und Marianne Willems (Hg.): *Individualität*. Hamburg 1996 (Zs. Aufklärung IX/2).

<sup>14</sup> Hans-Jürgen Schings: *Fausts Verzweiflung*. In: GJb 115 (1998), S. 97–123.

<sup>15</sup> Das dürfte mittlerweile Konsens sein. Nur die „Bäume, die sich täglich neu begrünen“, erscheinen ungewöhnlich. Aber es entspricht durchaus der Bildphantasie Goethes und seiner Sonnenaufgangs- und Morgenmystik, daß das allmorgendliche Ergrünen der Bäume (nachts haben sie keine Farben) als alltägliches Wunder formuliert wird.

dieser, ihn mißverstehend, darauf eingeht und ergänzend auf die Zeit hinweist, „Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen“, kommt es zu den entscheidenden Formulierungen:

FAUST

Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen:

So sei es gleich um mich getan!

[...]

Die Wette biet' ich!

MEPHISTOPHELES

Topp!

FAUST

Und Schlag auf Schlag!

Werd' ich zum Augenblicke sagen:

Verweile doch! du bist so schön!

Dann magst du mich in Fesseln schlagen,

Dann will ich gern zu Grunde gehn! (V. 1692–1702)

Die Frage ist nun: Ist das eine Wette oder sind es zwei Wetten?<sup>16</sup> Nach allem, was wir bereits über Fausts konstitutionelle Unzufriedenheit wissen, ist kaum vorstellbar, daß er jemals auf einem ordinären Faulbett zur Ruhe kommen wird. Nur der ‚arme Teufel‘, der das ‚hohe Streben‘ nicht zu fassen vermag, kann auf diesen Gedanken kommen. Er ist ja dann gleich noch einmal aus Fausts Perspektive als „Pedant“ gekennzeichnet, wenn er „was geschriebnes“ fordert (V. 1716). Kurz: Die Faulbett-Wette ist sachlich nicht weiter ernst zu nehmen, ist nur eine der zahlreichen Verachtungsgesten Fausts gegenüber dem ‚armen Teufel‘.

In seinem zweiten Schritt nennt Faust jedoch noch einen zweiten Eintretensfall, und hier wird es Ernst. Es geht hier nicht mehr ums Faulbett, sondern um etwas weit Höheres. Um das richtig zu verstehen, müssen wir auch innerhalb dieser Formulierung noch eine Zweiteiligkeit beachten: „Verweile doch!“ und „Du bist so schön!“ In umständlicher Hypotaxe könnte das so paraphrasiert werden: ‚Du bist so schön, daß ich mir wünsche, Du möchtest verweilen und damit Deine Eigenschaft als Augenblick aufgeben.‘ Es geht nicht so sehr ums ‚Verweilen‘, sondern um die Frage, ob der ‚schöne‘, erfüllte Augenblick überhaupt je erreichbar ist. Ob wir nun Faust an dieser Stelle ein entsprechendes Wissen unterstellen dürfen oder nicht: Wer zum Augenblick sagen kann: „Verweile doch! du bist so schön!“, befindet sich auf einer Höhe, die für den Teufel unerreichbar ist. Mephistopheles kann überhaupt nicht gewinnen.<sup>17</sup>

Hans-Jürgen Schings hat die Zweiteiligkeit und die besondere Bedeutung des ‚Augenblicks‘ mit hinreichendem Nachdruck betont, so daß ich mich hier mit dem generellen Hin-

<sup>16</sup> Die erste Position vertrat z. B. ausführlich Alexander Rudolph Hohlfeld: *Pakt und Wette in Goethes „Faust“*. In: Keller (Hg.): *„Faust I“*, S. 380–409. Neuerdings eher beiläufig: Jochen Schmidt: *Goethes „Faust“* (wie Anm. 4), S. 130: „Für den Fall, daß Faust zu einem Augenblick fauler Ruhe sagt: ‚verweile doch! du bist so schön!‘, will er [...]“, sowie Albrecht Schöne, Kommentar, S. 260: „eine fixierende Auslegung nur“.

<sup>17</sup> Ähnlich Géza von Molnár: *„Die Wette biet' ich.“ Der Begriff des Wettens in Goethes „Faust“ und in Kants „Kritik der Urteilskraft“*. In: *Geschichtlichkeit und Aktualität. Fs. für Hans-Joachim Mähl*, hg. von Klaus-Detlef Müller u. a. Tübingen 1988, S. 29–41: „Das heißt, entweder der Teufel müßte zu Gott werden, und dann hat Faust wirklich nichts zu verlieren, wenn er sich beim erfüllten Augenblick beharrend

weis begnügen kann. Der ‚Augenblick‘ im hervorgehobenen Sinn hat bei Goethe schlechterdings nichts mit Faulbett-Schlendrian zu tun, sondern wird immer wieder als Moment von plötzlicher, ja ekstatischer Ganzheitskenntnis angesprochen, im Sinne der Formel vom Symbolischen als der „lebendig- Augenblickliche[n] Offenbarung des Unerforschlichen“<sup>18</sup>. Warum sollte es gerade hier anders sein? Der Folgerung, die Schings zieht, kann ich allerdings nicht zustimmen, weil sie mir die Pointe zu verfehlen scheint. Schings meint, daß Faust den Augenblick „verwettet“<sup>19</sup>. Aber der Augenblick hat im Kalkül der Wette nicht die Position des Einsatzes, sondern die Position des Eintretensfalles. Faust glaubt nicht daran, daß er den Augenblick je wird als so erfüllt erfahren können, daß er in ihm verharren möchte. Er ver wettet den erfüllten Augenblick nicht, sondern er hält ihn für unmöglich und kann deshalb scheinbar risikolos auf ihn wetten.

Gerade im rabiatischen Verzweiflungsausbruch formuliert Faust die Bedingung für das Gelingen seines Lebens. Wer zum Augenblick sagen kann: „Verweile doch! du bist so schön!“, der hat den Vollbesitz seines Daseins erreicht. „Dann will ich gern zu Grunde gehen!“ Natürlich, und das muß er auch und das kann er auch getrost, denn er hat das Telos seiner Existenz erreicht, seine ‚Bestimmung‘ gefunden. Im Zerschellen des Homunkulus wird sich das in einer Art antizipierender Parallelhandlung erfüllen. Mit der zweiten Bedingung mündet die Binnenwette in die Rahmenwette und gibt sich als Anwendung der Rahmenwette auf das Einzelschicksal zu erkennen. Denn auch Fausts Wette ist nun eine auf Theodizee, und zwar in der subjektivierten Wendung, die an die Wendung der *Prolog*-Wette anschließt. Die Frage, ob diese Welt die beste aller möglichen Welten ist, spitzt sich definitiv zur Frage zu, ob und wie das Ich sich in dieser Welt vollenden kann – am Beispiel Fausts. Wenn der Augenblick der Lebenserfüllung eintritt, dann ist die Demonstration des ‚Herrn‘ gelungen: Der Mensch ist kein Irrläufer der Schöpfung, sondern hat einen angemessenen Platz in ihr. Und die Frage nach dem Ausgang der Wette kann eigentlich schon jetzt nur noch lauten: Wie gelangt Faust zu diesem Augenblick?

### III.

Am Ende der großen Visionsrede des blinden Faust, als die Lemuren sein Grab schaufeln und er meint, den Höhepunkt seines Landgewinnungsprojekts unmittelbar vor sich zu finden, wird die Formulierung wieder aufgenommen:

Solch ein Gewimmel möcht ich sehn,  
 Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.  
 Zum Augenblicke dürft' ich sagen:  
 Verweile doch, Du bist so schön!  
 Es kann die Spur von meinen Erdetagen  
 Nicht in Äonen untergehn. –  
 Im Vorgefühl von solchem hohen Glück  
 Genieß ich jetzt den höchsten Augenblick. (V. 11579–11586)

---

zu dessen Knecht erklärt, oder der Teufel bleibt Teufel, bleibt Geist der Verneinung, und damit ist ihm die Aufgabe unmöglich“ (S. 31).

<sup>18</sup> FA I, 13 (*Sprüche in Prosa*), S. 33. – Dazu aus eigener Werkstatt: *Anamnesis des „Augenblicks“*. *Goethes poetischer Gesellschaftsentwurf in „Hermann und Dorothea“*. In: DVjs 58 (1984), S. 111–138.

<sup>19</sup> Schings, wie Anm. 14, S. 122.

Faust spricht, wie mit Recht immer wieder betont wird, im Konjunktiv, hypothetisch, „dürft‘ ich sagen“. Eingeschlossen in die hypothetische Rede ist auch noch der Zusatz, die Selbstmonumentalisierung: „Es kann die Spur von meinen Erdetagen ...“. Der Strich bezeichnet entsprechend der Zeichensetzung der Zeit das Ende der direkten Rede.<sup>20</sup> Faust formuliert die Bedingung, unter der er die ominöse Formel sagen könnte, aber er sagt sie nicht.

Das ist so eindeutig, daß man sich wundern muß, weshalb es darum Diskussionen gab.<sup>21</sup> Offenbar spuken da Kindermärchen- und Zauberspiel-Schemata in den Köpfen mancher Interpreten. In jeder normalen Kommunikation macht man selbstverständlich einen Unterschied zwischen einer Aussage und der (metasprachlichen) Aussage über eine Aussage. Wer sagt: „Ich möchte im Lotto eine Million gewinnen, dann dürfte ich sagen: ‚Komm mit mir in die Südsee!‘“, riskiert damit nicht, daß eine solche Südseefahrt auch ohne Gewinn eingefordert wird. Nur in Texten, die mit der Mechanik von Zaubersprüchen operieren, kann es zu einer Ebenenvermischung kommen. Es ist deshalb durchaus konsequent, daß Mephistopheles, dessen Denken und Dasein diesem Typus zugehört, triumphierend „den blutgeschriebenen Titel“ (V. 11613) vorzeigen will. Aber diese vorrationale, logisch fehlerhafte Mechanik wird man nur auf der Figuren-, nicht auf der Werk-ebene voraussetzen wollen.

Erst in den folgenden beiden Zeilen geschieht das Entscheidende. Faust genießt „jetzt den höchsten Augenblick“. Aber auch da ist nicht die Rede davon, daß dieser Augenblick ‚verweilen‘ soll; das ‚Verweilen‘ ist überhaupt keine anwendbare Kategorie mehr. Denn der ‚höchste‘ Augenblick ist zugleich der ‚letzte‘, etwa im Sinne der Vergil-Stelle: „Venit *summa* dies et ineluctabilis tempus“ (Es kommt der letzte Tag und der unvermeidbare Augenblick).<sup>22</sup> – Dieser Augenblick der Erfüllung im Tode ist für Faust begründet durch das „Vorgefühl“. Im Gedankenhaushalt Goethes ist ‚Vorgefühl‘ oder ‚Antizipation‘ ein wesentliches Instrument, Ganzheit herzustellen, biographische oder auch poetische.<sup>23</sup> Das Vorgefühl vermag die Gegenwart durch Antizipation zu vollenden, im Sinne der berühmten Zeilen aus dem Gedicht *Vermächtnis*: Dann ist Vergangenheit beständig, / Das Künftige voraus lebendig, / Der Augenblick ist Ewigkeit (FA I, 2, S. 686).

Wenn wir den Sachverhalt entgegen unseren Denkgewohnheiten nicht als Phantasterei und Selbstbetrug abtun, sondern positiv auszudrücken versuchen, heißt das: Der blinde

<sup>20</sup> In modernisierter Zeichensetzung wäre zu schreiben:

Zum Augenblicke dürft ich sagen:  
„Verweile doch, Du bist so schön!  
Es kann die Spur von meinen Erdetagen  
Nicht in Äonen untergehn.“  
Im Vorgefühl [...]

<sup>21</sup> Vgl. Anm. 1.

<sup>22</sup> *Aeneis* 2,324.

<sup>23</sup> Dazu etwa aus einem Gedicht an F.M. Klinger mit einer Abbildung von Hof und Brunnen des Frankfurter Geburtshauses (FA I, 2, S. 810): „An diesem Brunnen hast auch du gespielt, / Im engen Raum die Weite vorgefühl“. Oder aus *Dichtung und Wahrheit* (FA I, 14, S. 421): „Unsere Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande sein werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen. So verwandelt ein leidenschaftliches Vorausergreifen das wahrhaft Mögliche in ein erträumtes Wirkliche. Liegt nun eine solche Richtung entschieden in unserer Natur, so wird mit jedem Schritt unserer Entwicklung ein Teil des ersten Wunsches erfüllt, bei günstigen Umständen auf dem geraden Wege, bei ungünstigen auf einem Umwege, von dem wir immer wieder nach jenem einlenken. So sieht man Menschen durch Beharrlichkeit zu irdischen Gütern gelangen, sie umgeben sich mit Reichtum, Glanz und äußerer Ehre. Andere streben noch sicherer

Faust hat ein so hohes Maß an Autonomie gewonnen, daß er sein Dasein mittels Antizipation zu einem Ganzen runden kann. Gewiß verkennt er die Wirklichkeit des Schaufelgeklappers, den Betrugsversuch Mephistos. Aber was tut das zur Sache? Er stirbt nun seinen eigenen Tod, nicht als Ausbruch ins ‚Freie‘, wie er das einst in der Osternacht beabsichtigt hatte, sondern als Vollendung seines Lebens zu einem Ganzen. Auf überraschende Weise mündet das Leben des monumentalen Ich in ein Todesideal des alten Testaments: Faust stirbt wie die Patriarchen der Bibel „alt und Lebens satt“<sup>24</sup>.

In der Wette, der Rahmenwette wie der Binnenwette, stand zur Frage, ob der Mensch ein „verfuschtes Geschöpf“<sup>25</sup> Irrläufer der Schöpfung sei, oder ob er in dieser Welt zur Vollendung gelangen kann. Hier ist Goethes Antwort. Am Exempel Faust ist sie demonstriert. Faust kann hier durchaus als ‚Menschheitsrepräsentant‘ gedeutet werden, allerdings auf eine sehr besondere Weise. Repräsentativität ist unter den Bedingungen der modernen Individualität etwas anderes als die Steigerung anerkannter Eigenschaften zum Helden oder zum Heiligen (oder die gerechte Bestrafung des Lasters). Wenn heute noch versucht wird, eine „Entscheidung über die positive oder negative Beispielhaftigkeit von Fausts Lebenslauf für uns alle“ herbeizuführen,<sup>26</sup> hat das fast etwas Rührendes. Das Vorhaben muß scheitern, weil seit 250 Jahren Literatur, jedenfalls die anspruchvollere, nicht mehr der Illustration moralischer Lehrsätze dient, sondern als ein Organon fungiert, mittels dessen die Aporien der modernen Individualität bearbeitet werden. Allgemeinheit kann die Darstellung gleichwohl beanspruchen. Aber diese Allgemeinheit kann nicht darin bestehen, daß ein vorbildlicher Lebenslauf dargestellt wird, dem es nachzueifern gilt (oder ein Gemälde der Abschreckung, das in der Tat dann mit der *Bergschluchten*-Szene nicht mehr in Einklang zu bringen wäre). Das Allgemeine des modernen Subjektentwurfes ist die Besonderheit des je Individuellen. Oft genug ist betont worden, daß von der Charakterzeichnung der Faust-Figur zu dem auf Ausgleich und seelische Diätetik achtenden Naturell Goethes kaum eine Brücke herzustellen ist, und ebenso nicht zur gleichzeitigen poetischen Welt von *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Das Potential einer Verweisung ins Allgemeine erhält das Faustschicksal gerade dadurch, daß die andersartig *besondere* Figur Faust mit ihren andersartig *besonderen* Unzulänglichkeiten ihr andersartig *besonderes* Telos findet. Eine Figur mit extremen Eigenschaften kann am ehesten zum symbolisch-‚eminenten‘ Fall für die Besonderheit werden.

Kein Zweifel, Goethe verstößt gegen das Prinzip der poetischen Gerechtigkeit. Im mythologischen Kontext der letzten Szene offeriert er zwar dann die Kategorien von ‚Gnade‘ und ‚Liebe‘, die an eine hereinschwebende Dea ex machina geknüpft werden, aber der Verstoß wird dadurch nicht behoben, sondern das Überwechseln in die synkretistische religiöse

---

nach geistigen Vorteilen, erwerben sich eine klare Übersicht der Dinge, eine Beruhigung des Gemüts und eine Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft.“

<sup>24</sup> z. B. 1. Mose 25,8 (Abraham), 1. Mose 35,29 (Isaak); hier im engeren Sinne einschlägig ist das Buch Hiob (42,17): „Und Hiob starb alt und lebensatt.“

<sup>25</sup> So die Formulierung in einem der nachgelassenen *Venezianischen Epigramme*. (FA I, 1, S. 468).

<sup>26</sup> Rolf Christian Zimmermann: *Goethes Humanität und Fausts Apotheose*. In: GJb 115 (1998), S. 125–146, hier: S. 136, behauptet, daß Faust „die Gebote der Humanität verhöhnt und mit Füßen getreten“ habe (was so pauschal doch eher falsch ist), und arbeitet sich nun an der Frage ab, wie der Mann schließlich in den Himmel kommen kann. Er findet eine Lösung im Auseinandertrennen von „durchschnittlichen Normalmenschen“, die er im „Höllennachen“ der *Grablegungs*-Szene enden läßt, und den ‚besonderen‘ Ausnahmemenschen, die der Apotheose gewürdigt werden, und unterstellt diese Unterscheidung Goethe als „Ideologie“. – Der Zugang über den Individualitätsbegriff könnte zur Einsicht führen, daß es

Bildersprache signalisiert einen Ebenenwechsel der Argumentation: Wir befinden uns gar nicht mehr auf der Ebene von Strafe und Belohnung für normenwidriges und normenkonformes Handeln, sondern auf einer tieferen (oder höheren), auf der der Wert oder Sinn des menschlichen Lebens überhaupt abgehandelt wird und auf der es dann heißen kann: „Wie es auch sei, das Leben, es ist gut“ (*Der Bräutigam*; FA I, 1, S. 702) – nicht nur das der Heiligen, sondern jedes, auch das Fausts. Oder, wenn das Zitat dadurch überdehnt erscheint, in der heiteren Sprache des *West-östlichen Divans*. Da wünscht der Dichter *Einlaß* ins Paradies, und auf entsprechende Nachfrage nach seinen Verdiensten antwortet er:

Nicht so vieles Federlesen!  
 Lass mich immer nur herein:  
 Denn ich bin ein Mensch gewesen  
 Und das heisst ein Kaempfer seyn. (FA I, 3.1, S. 438)

Und wenn uns die Zumutung beunruhigt, daß derjenige, der eben noch als Zerstörer von Philemon und Baucis gezeigt wurde, gleichwohl das Telos seines Lebens vollendet – daß die Rede eines vom Teufel getäuschten Blinden gleichwohl testamentarischen Rang besitzt – daß die Fundamentalqualitäten des ‚Lebens‘ und ‚Menschseins‘ von Kategorien des Erfolgs und Mißerfolgs (lutherisch gesprochen: von den ‚Werken‘) abgekoppelt werden – dann erfüllt sich in solcher Beunruhigung vielleicht sogar der Sinn von Literatur.

---

sich hier um ein Scheinproblem handelt, weil das ‚Besondere‘ nicht, wie Zimmermann meint, die ‚Ausnahme‘, sondern das ‚Normale‘ ist!